Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 15 (1939)
Heft: 4

Artikel: Salomonische Urteile chinesischer Richter
Autor: Field, Adele / Katscher, Leopold
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-753294

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

haupt telegraphisch Eingaben richteten, in denen «ganzjähriger Winter» gefordert wurde, während die Regenschirmfabrikanten die Einführung von Regenzeiten nach afrikanischem Vorbild forderten.

Die nächste Parlamentstagung stand im Zeichen der Erfindung. Es stand zwar lediglich der Punkt «Luftschutz- und Verdunkelungsübung» auf der Tagesordnung; als aber der Redner den Satz sprach: «Diese Verdunkelungsübung am morgigen Abend muß beweisen, daß unsere Hauptstadt gegen feindliche Fliegerangriffe geschützt werden kann. Ich bin überzeugt, sie wird diesen Zweck auch völlig erreichen, um so mehr, als für den morgigen Abend mit schlechtem Wetter zu rechnen . . .», da war ein Abgeordneter wütend aufgesprungen — interessanterweise einer der gleichen Partei, also keinesfalls ein Oppositioneller ohne Sinn für Landesverteidigung — und rief: «Ich beantrage, daß mittels der neuen Erfindung am morgigen Abend schönes, heiteres Wetter gemacht werde, da ja, wie allgemein bekannt, an diesem Abend die große ‚Ueberraschungsfahrt ins Blaue' unserer Staatsbahnen stattfindet, deren Präsident zu sein ich vorläufig noch die Ehre habe. Das Defizit . . .»

Er kam nicht weiter. Ein Tumult brach im ganzen Hause los. Die Vertreter der Agrarier waren sofort in Boxkämpfe mit den Abgeordneten des städtischen Mittelstandes verwickelt. Die Vertreter der äußersten Linksparteien sahen sich plötzlich in Interessengemeinschaft mit den Nationalen. Beide wollten immer «Schönwetter» haben, die einen wegen der billigeren Lebenshaltung der Arbeitslosen, die andern wegen der Propagandaaufmärsche in den neuen Uniformen. Gemeinsam verprügelten sie jetzt die kleine Gruppe der Gastwirte und Vergnügungslokalbesitzer . . .

Umsonst schwang der Präsident die Glocke. Die Aufregung legte sich erst, als die Regierung demissionierte und es unmöglich war, eine neue zu bilden. Das gleiche hatte sich zufällig am gleichen Tage in mehreren Staaten abgespielt, so daß es nicht verwunderlich war, daß die verzweifelten Staatsoberhäupter sich an den Völkerbund um Rat und Hilfe wandten, ein seit langem nicht mehr geübter Brauch.

Der Völkerbund trat bereits, angesichts der dringlichen Lage, nach drei Tagen zusammen und nicht, wie sonst üblich gewesen, zu den angenehmsten Jahreszeiten, an den Ufern des Genfersees. Die Versammlung umfaßte auch nicht nur die fünf übriggebliebenen Mitgliedstaaten — das Ereignis trat ein, ich vergaß das zu sagen, im Jahre 1961 — sondern auch fast alle andern Völker der Erde waren vertreten. Und da zumeist die Staatsoberhäupter selbst erschienen waren — vor allem auch aus dem einfachen Grunde, daß es keine Regierungen gab in diesem Augenblick und niemand die Bildung einer solchen im Hinblick auf die furchtbare Gefahr übernehmen wollte, in der die Welt durch die geradezu teuflische Erfindung eines gewissen Zacharias Wunderlich sich befand, — da also die Oberhäupter der Staaten selbst erschienen waren, war es eine ausnehmend glänzende Versammlung.

Auf der Tagesordnung stand nur ein einziger Punkt: die Stellungnahme der Staaten zu der Erfindung. Es lag ein sehr vernünftiger Vorschlag hiezu vor seitens der Regierung einer kleinen südamerikanischen Republik. Er legte dar, wie die Erfindung zum Segen der Menschheit angewendet werden könne durch gerechte Abstimmung der Interessen einzelner Gruppen, durch Anwendung in sozialem Geiste etc. Kurz und gut, es war ein vernünftiger Vorschlag.

Aber der Vorschlag war, natürlicherweise, in spanischer Sprache abgefaßt. Und bei der Uebersetzung unterlief dem unglückseligen Dolmetsch ein Lapsus: er gebrauchte das gefährliche Wort «Individualität». In diesem Augenblick erhoben sich ostentativ die Vertreter einiger Mächte und verließen den Saal. Unter den kleinen Völkern brach eine Panik aus. Die Sitzung mußte unterbrochen werden. Die Einigungsverhandlungen gestalteten sich äußerst schwierig. Die Vertreter der Großmächte verlangten, daß in Kriegsfällen die Anwendung der Erfindung ruhen müsse, da sich durch ungeheure Regengüsse den vorrückenden Heeren ungeahnte Schwierigkeiten eröffnen müßten, — die kleinen Staaten priesen gerade das als gerechtes Mittel gegen einen Ueberfallskrieg. Eine Einigung war nicht zu erzielen. Rechtzeitig hatte man noch die Radioübertragung ausgeschaltet, so daß den atemlos lauschenden Völkern wenigstens die schlimmsten Szenen erspart blieben . . .

In der Hauptstadt, aus der vor weniger als einer Woche die neue Erfindung ihren Ausgang genommen hatte, bildeten sich an diesem Abend wiederum Gruppen erregter Menschen. Schon drohte es, trotz des starken Militäraufgebotes, wieder zu blutigen Tumulten zu kommen, als plötzlich aus einer der Demonstrantengruppen ein Ruf laut wurde, den die Gegenseite mit gleicher Begeisterung übernahm: «Nieder mit Wunderlich! Nieder mit Zacharias Wunderlich!» Die wütende Volksmenge bahnte sich den Weg zum Hause des Erfinders. Es waren zum großen Teil die gleichen Leute, die ihm vor einigen Tagen zugejubelt hatten, als er bescheiden und hilflos am Fenster stand. Immer näher kam man dem Hause, immer drohender wurde die Stimmung. Kein Zweifel mehr, man wollte den unglücklichen Erfinder lynchen . . .

Der saß in seinem kleinen Zimmer und grübelte. Warum hatte Gott ihn diese Erfindung machen lassen? War es ein Zeichen? Als er die Parlamentstagung verfolgt hatte und nun die Völkerbundsversammlung durch das Radio vernahm, da wartete er auf ein himmlisches Zeichen: sollte er mit Hilfe seiner Erfindung dazu berufen sein, eine neue Sintflut herbeizuführen, die diese ganze Menschheit hinwegspülte? Einen Augenblick lang fühlte er sich groß. Aber dann war er gleich wieder Zacharias Wunderlich, und diese entsetzlichen Geschehnisse waren zuviel für sein armes Pensionistenherz.

Er nahm seinen Hosenträger und erhängte sich an dem gleichen Fenster, an dem er dem einzigen großen Augenblick seines Lebens beigewohnt hatte. Er starb fünf Minuten bevor ihn die rasende Volksmenge in Stücke gerissen hätte . . .

Salomonische Urteile chinesischer Richter

VON ADELE FIELD UND LEOPOLD KATSCHER

Der gestohlene Knoblauch

Ein armer Mann, der nur ein winziges Stück Land sein eigen nannte, bebaute es mit Knoblauch. Er hütete und pflegte jedes Pflänzchen auf das sorgsamste und seine Mühe wurde belohnt, denn der Lauch gedieh prächtig. Als dieser schon so groß war, daß man ihn bald benützen konnte, brachte der vorsichtige Mann sein Feldbett heraus und schlief im Freien, um sein Eigentum vor Dieben zu schützen. Mehrere Nächte hindurch zeigte sich nichts Verdächtiges, und keine Menschenseele ließ sich blicken. Daraus folgerte er, daß es im Orte überhaupt keine Langfinger gebe und er daher unbesorgt wieder daheim schlafen könne; doch ließ er zur Vorsicht sein Feldbett zurück. Als er aber am nächsten Morgen erschien, um das Feld zu begießen, fand er all den schönen Knoblauch verschwunden. Weinend und verzweifelt eilte er zum Richter und klagte ihm sein Leid. Der Richter fragte:

«Warum hast du den Dieb nicht gefangen und hergebracht?»

«Weil ich ihn nicht gesehen habe.»

«Dann hättest du einen Zeugen mitbringen sollen, der ihn gesehen hat.»

«Es hat ihn aber niemand gesehen, ich habe keinen Zeugen.»

«Warum hast du aus dem Knoblauchbeet nicht irgend etwas herbeigeschafft, das einen Anhaltspunkt für die Verfolgung des Diebes geben könnte?»

«Weil der Dieb nichts zurückgelassen hat als mein Feldbett.»

«Das Feldbett war also der einzige Zeuge des Diebstahls? Dann sei so gut, es herzubringen, es wird sich bei der morgen vormittag stattfindenden Gerichtsverhandlung als Angeklagter zu verteidigen haben, während du als Kläger erscheinen mußt.»

Die Kunde vom Diebstahl und von der Besprechung des Klägers mit dem Richter verbreitete sich sehr rasch und jedermann wollte einer Verhandlung beiwohnen, in welcher ein Feldbett des Diebstahls beschuldigt werden sollte. Ein derart merkwürdiger Fall war gewiß noch nie dagewesen. Der Gerichtssaal war von Zuhörern dicht besetzt.

Als das Bett hereingebracht und auf die Anklagebank gestellt wurde, machte sich ein mühsam unterdrücktes Kichern hörbar, und das Publikum harrte gespannt der Dinge, die da kommen sollten. Mit ernster Miene brachte der Richter die Anklage vor. Da der Angeklagte natürlich stumm blieb und sich nicht verteidigte, ordnete der Richter an, das Bett so lange zu prügeln, bis es seine Schuld eingestehe. Die Diener schlugen es unbarmherzig, bis es in Stücke ging. Die große Verblüffung der Zuhörer verwandelte sich bald in Heiterkeit, die sich in starkem Gelächter Luft machte. Der Richter schnitt ein grimmiges Gesicht, klagte das Publikum der öffentlichen Verspottung des Gerichtshofes an, ließ die Türen schließen und verurteilte jeden Anwesenden zur Erlegung eines Pfundes Knoblauch und zu Haft, bis dieser erlegt sei. Die Diener mußten diejenigen zu Markte begleiten, die sofort ausgehen wollten, um den Knoblauch zu kaufen; was die meisten in der heitersten Laune taten.

Im Laufe des Tages wurde nicht nur aller im Städtchen vorrätige Knoblauch aufgekauft, sondern auch die umliegenden Dörfer in Anspruch genommen, um die ungewöhnliche Nachfrage zu befriedigen. Jeder einzelne Bestrafte mußte zu Protokoll geben, bei wem er seinen Knoblauch gekauft hatte. Alle Büschel wurden in einem Zimmer des Gerichtsgebäudes in Reih und Glied aufgestellt. Nach Einlieferung aller Strafen wurde der Kläger vorgeladen und gebeten, die einzelnen Büsche zu untersuchen und auszusagen, ob er darunter seine eigenen erkenne. Ohne zu zögern, bezeichnete er viele als aus seinem Felde stammend. Das Protokoll ergab, daß sämtliche betreffenden Büschel bei einem bestimmten Gemüsehändler erstanden worden waren. Der Richter ließ diesen verhaften und stellte mit ihm ein strenges Verhör an. Der arme Teufel erklärte zitternd, den Knoblauch von einem gewissen B. gekauft zu haben; er habe die Ware in gutem Glauben erstanden und von dem Diebstahl nichts gewußt. Der nunmehr verhaftete B. wurde der Schuld überwiesen und zu vierzig Stockstreichen verurteilt. Der Kläger erhielt als Ersatz für seinen Verlust allen als Strafe für «die öffentliche Verspottung des Gerichtshofes» eingelieferten Knoblauch. Der weise Richter aber gelangte durch diesen lustigen Fall zu hohem Ansehen und allgemeiner Beliebtheit.

Welcher von beiden?

Ein Chinese, der in seiner Heimat auf keinen grünen Zweig zu kommen vermochte, wanderte aus, um sein Glück in der Fremde zu versuchen. Er fand tatsächlich bald eine gute Anstellung, so daß er in der Lage war, seiner alten Mutter und seiner Frau, die er daheim zurückgelassen, alljährlich eine zum Lebensunterhalte genügende Summe zu senden. Der Vermittler, durch den er dies besorgen ließ, behielt aber das Geld für sich und fälschte die Antwortschreiben, in denen stets sowohl der Empfang der Sendung bestätigt, als auch von dem Wohlbefinden der Mutter und der Gattin Kunde gegeben war. Für unsern Chinesen waren diese Grüße aus der Heimat ein Balsam für sein Heimweh, das er tapfer überwand, um seinen Lieben eine Zukunft zu sichern. Durch Fleiß, Mäßigkeit und kluge Spekulation gelang es ihm nämlich, sich in wenigen Jahren ein Vermögen zu schaffen.

Mutter und Gattin hörten in all der Zeit nichts von ihm. Kein Wunder, wenn sie sich von dem Treulosen vergessen glaubten. Die junge Frau verdiente durch Nähen und Weben den Lebensunterhalt für beide, freilich mußte sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend angestrengt arbeiten, aber sie tat es gern, denn sie war ein pflichtgetreues Geschöpf und liebte überdies ihre Schwiegermutter sehr. Eine Zeitlang ging alles gut, aber infolge einer Mißernte wurden alle Lebensmittel teurer, auch fing die alte Frau zu kränkeln an und bedurfte sorgfältiger Pflege, so daß ihr die Schwiegertochter viel Zeit opfern mußte. Das waren böse Tage. Noch schlimmer wurde es, als die Alte ihre Seele aushauchte und kein Geld im Hause war, um einen Sarg zu kaufen und die Begräbniskosten zu bezahlen. In ihrer Verzweiflung wußte sich die Zurückgebliebene keinen andern Rat, als einen Heiratsvermittler aufzusuchen.

«Kennen Sie vielleicht einen ehrbaren Mann», fragte sie, «der ein Weib sucht und gewillt wäre, mir im vorhinein ein Verlobungsgeschenk zu machen, das hinreichen würde, die Beerdigungskosten meiner Schwiegermutter zu decken, und der überdies hundert Tage warten wollte, bis die Trauerzeremonien vorüber sind, ehe ich als Frau in sein Haus einzöge?»

Da sie hübsch war, gelang es dem Heiratsvermittler bald, einen solchen Mann zu finden. Die Schwiegermutter wurde nach chinesischem Brauch bestattet, die junge Frau versperrte nach hundert Tagen ihr altes Heim und zog in das Haus des neuen Gatten. Sie ward auch ihm ein treues, fleißiges und braves Weib und er ehrte und liebte sie.

So verstrichen mehrere Jahre. Da geschah es, daß der erste Gatte, mit Glücksgütern gesegnet, in seinem Geburtsort eintraf. Er hatte erst kürzlich günstige Nachrichten von seinen Lieben erhalten und hoffte, von ihnen freudig begrüßt zu werden. Wie groß war sein Erstaunen, als er seine Hütte versperrt und verlassen und im Hof kniehohes Gras gewachsen fand!

(Fortsetzung Seite 106)

Er trat bei einem Nachbar ein, um sich Auskunft zu holen und wurde, als er sich zu erkennen gab, ob seiner Treulosigkeit mit Vorwürfen überschüttet. Zu seiner Rechtfertigung erzählte er, wie ihn der betrügerische Agent hintergangen, und zeigte die Briefe vor; dann mußte er zu seinem Schmerz hören, daß seine Mutter gestorben sei und daß seine Frau, die er stets geliebt und die sich im Leben wie im Tode gegen seine Mutter so edel benommen hatte, nun einem anderen angehörte. Er suchte sie in ihrem neuen Heim auf, erzählte auch ihr, wie sich alles zugetragen, und beschwor sie, zu ihm zurückzukehren.

«Nein, nein, das geht nicht!» entgegnete sie traurig. «Mein zweiter Gatte hat mich stets gut behandelt und mir aus meiner verzweifelten Lage geholfen. Es wäre undankbar von mir, ihn zu verlassen.»

Der erste Gatte setzte sich darauf mit dem zweiten in Verbindung und bot ihm sein halbes Vermögen an, wenn er ihm sein Weib wiedergeben wolle.

Der zweite Gatte erwiderte: «Ich habe dein Weib auf ihr eigenes Verlangen in mein Haus aufgenommen, und sie ist mein gesetzliches Weib, das mir mehr wert ist als dein ganzes Vermögen. Ich gebe sie nicht frei!»

Aber der erste Gatte ruhte nicht, bis alle drei Beteiligten vor dem Richter erschienen und jeder einzelne den Fall vortrug. Nachdem der Richter sich mit allen Einzelheiten vertraut gemacht, mußte er gestehen, daß beide Gatten ein gleiches Recht auf die Frau hatten, und da keiner von ihnen wissentlich das Gesetz übertreten, also keiner strafbar sei, müsse er dahin entscheiden, daß die Frau frei zwischen den beiden wähle. Diese antwortete: «Herr Richter, die beiden Männer sind mir gleich lieb, beide sind gute, treffliche Menschen, die ein gleiches Recht an mich haben. Wenn ich den einen wähle, kränke ich den andern, und beide verdienen ein gutes Weib. Da ich aber nicht beiden angehören kann und Ursache dieses Zwistes bin, werde ich beide zu Witwern machen und mir mit eigener Hand das Leben nehmen.»

Der Richter fand diesen Ausweg gerechtfertigt und ordnete an, die Frau in eine für Selbstmörderkandidaten bestimmte Zelle zu bringen, wo sie, nach chinesischer Sitte, fastend und betend bis zum nächsten Morgen bleiben sollte. Den beiden Gatten sagte er, sie mögen morgen zu dieser und dieser Stunde vorsprechen, um zu erfahren, ob die junge Frau bei ihrem Entschluß verharre.

Zur anberaumten Zeit erschienen sie denn auch vor dem Richter, und dieser schickte sofort einen Gerichtsdiener in die Zelle, um die Frau zu holen. Zitternd und bebend kam er zurück und meldete, daß sich die Aermste bereits am Fensterkreuz erhängt habe. Die beiden Gatten begaben sich daraufhin unter Führung des Gerichtsdieners in die Zelle, warfen scheu einen Blick hinein, erkannten die Gestalt und die Kleider als die ihrer Frau und traten den Rückweg an, um sich beim Richter nach ihrem weiteren Verhalten zu erkundigen. Dieser sagte: «Derjenige von euch beiden, der die Frau auch jetzt noch haben will, kann sie mitnehmen, nachdem er vorher dem Gegner eine Summe gezahlt, die genügt, um sich ein anderes Weib zu schaffen.»

Der erste Gatte sank sofort aufs Knie und flehte, sein totes Weib mitnehmen zu dürfen, um ihr die letzten Ehren erweisen zu können. Der zweite enthielt sich jeder Aeußerung, und als ihn der Richter fragte, ob er sich an den Beerdigungskosten und Zeremonien beteiligen wolle, antwortete er, daß er sich nur um eine lebendige Frau beworben, die tote überlasse er gern dem Gegner.

Nun ließ der Richter die Türen öffnen, und die vermeintliche Selbstmörderin trat munter und guter Dinge auf ihren ersten Gatten zu, ihn bittend, sie wieder bei sich aufzunehmen, nun sie sich von seiner wahren Liebe überzeugt habe. Der weise Richter hatte sie gestern nach der seltsamen Verhandlung mit den beiden Ehemännern verstohlen in die Gemächer seiner Frau geführt und dort versteckt gehalten. Sie zog erborgte Kleider an, während man ihre eigenen einer Strohpuppe von ihrer Gestalt anlegte und diese am Fensterkreuz der Zelle aufhängte. Der Gerichtsdiener, der nichts davon wußte und die Strohpuppe am Fensterkreuz hängen sah, untersuchte dieselbe nicht weiter, sondern beeilte sich, aus deren unheimlicher Nähe fortzukommen und zu melden, was geschehen war. Die junge Frau hörte aus einem Versteck alles mit an, was sich im Gerichtssaal zutrug. Die selbstlose Liebe ihres ersten Gatten rührte sie, und sie beschloß, am Leben zu bleiben und ihm in ihr altes Heim zu folgen. Dort lebten die Wiedervereinten noch viele Jahrzehnte in Liebe und Eintracht und beteten in Gemeinschaft mit ihren Kindern die Gräber ihrer Vorfahren an.

Der Gezeichnete

Ein junger Chinese verließ sein Elternhaus und begab sich ins Ausland, um sein Glück zu versuchen. Nach mehrjähriger Abwesenheit kehrte er heim, aber schon nach wenigen Tagen wurde er erdrosselt in seinem Bette aufgefunden. Man vermochte für diesen Mord keine plausible Erklärung zu ergründen, hatte also auch keinen Anhaltspunkt für die Auffindung des Mörders. Die Eltern des Ermordeten beschworen den Richter, dem Rätsel auf die Spur zu kommen. Dieser ließ sieben Leute, auf die sein Verdacht fiel, verhaften, aber trotz der Torturen, denen man sie unterzog, erklärte sich keiner von ihnen schuldig. Sie wurden nichtsdestoweniger in Haft behalten, während die Gerichte sich vergebens bemühten, Belastungsmomente oder gar Beweise ihrer Schuld zu erbringen.

Nach einiger Zeit besuchte ein berühmter Provinzrichter das Stadtgericht, und der schwierige Fall wurde in seine Hände gelegt. Die sieben Angeklagten mußten vor ihm erscheinen, und er teilte ihnen mit, daß er sich der Hilfe eines Götzen versichert habe, dessen Macht in der Auffindung von Verbrechern liege und der den Schuldigen bezeichnen werde.

«Ihr werdet die heutige Nacht, entkleidet, mit dem Götzen zusammen in einem Zimmer zubringen», fuhr er fort, «und der Mächtige wird auf den Rücken des Mörders sein Zeichen drücken, die andern sechs Angeklagten werden dann sofort in Freiheit gesetzt. Nun geht! Wir werden bald wissen, wer von euch das Verbrechen verübt hat!»

Noch an demselben Abend wurden die sieben Beschuldigten in eine ganz dunkle Zelle gebracht, in der sie nichts sehen konnten, als den mitten auf dem Boden thronenden Götzen. Passende Gebete wurden abgesungen, worauf man die Männer mit dem furchtbaren Gott über Nacht allein ließ. In der Morgendämmerung kam der Richter mit seinen Untergeordneten in die Zelle und befahl den sieben Verdächtigen, sich in einer Reihe, mit dem Rücken zum Götzen gewandt, aufzustellen.

Er hatte, ehe die Leute in die Zelle gebracht wurden, die Wände derselben mit Ruß anstreichen lassen, und siehe da, der Rücken eines Mannes war ganz schwarz. In seinem Schuldbewußtsein hatte er sich fest an die Mauer gedrückt, um zu verhindern, daß der Götze seinen Rücken stemple. Nachdem der Richter ihn für den «Gezeichneten» erklärt hatte, gestand er seine Schuld ein und wurde geköpft. Die unschuldig Verhafteten aber wurden sofort in Freiheit gesetzt.

Das Testament

Ein reicher alter Witwer verliebte sich in eine arme Waise, die bei ihrer Großmutter lebte. Nachdem er in Erfahrung gebracht hatte, daß die beiden Frauen eines seiner Häuser bewohnten, suchte er die Alte auf und bot ihr vierhundert Unzen Silber an, falls sie ihm gestatten wolle, die Enkelin heimzuführen. Sie überlegte nicht lange, die Summe war zu verlockend. Das hübsche junge Mädchen war freilich nicht sehr erbaut davon, die Gattin eines Mannes zu werden, der ihr Vater hätte sein können. Nach chinesischem Brauch hatte sie aber nicht das Recht, sich gegen den Beschluß ihrer einzigen Verwandten aufzulehnen, und ließ sich resigniert ins Haus ihres Bräutigams tragen.

Der einzige Sohn des Hauses, der selbst schon Gatte und Vater war, glaubte, als die Sänfte mit dem hübschen Mädchen vor der Haustür hielt, daß sein Vater ihm ein zweites Weib gekauft habe, und freute sich darüber. Die Braut begab sich jedoch in die Gemächer des Vaters, und der Sohn suchte wutschnaubend seine Frau auf, um mit ihr zu beraten, wie sie das skandalöse Benehmen des Alten bestrafen sollten. Sie beschlossen, die junge Frau nicht als Oberhaupt der Familie anzuerkennen und ihre Anwesenheit im Hause völlig zu ignorieren.

Der alte Mann behandelte seine kleine Frau sehr gut; er trug sie auf den Händen, erfüllte jeden ihrer Wünsche und umgab sie mit Dienern, die ihre Befehle ausführen mußten. Als sie ein Kind bekam, söhnte sie sich vollends mit ihrem Schicksal aus und lebte nur für ihren Sohn, der prächtig gedieh.

Mit sieben Jahren besuchte er dieselbe Schule wie sein etwas älterer Neffe. Die beiden Bürschchen vertrugen sich aber nicht, und es gab fortwährend Zänkereien und Schlägereien zwischen ihnen, bei denen der Onkel, der jünger und schwächer war, stets den kürzeren ziehen mußte, so daß er öfter mit einem Loch im Kopfe heimkam. Das machte natürlich in beiden Familien böses Blut, und der jungen Frau wurde es immer klarer, daß sie nicht die Kraft besitze, ihre Feinde im Zaume zu halten. Ihr Gatte war nicht so stark wie sein Sohn, sie war nicht so stark wie dessen Gattin, und ihr Junge war nicht so stark wie sein Neffe. Sie beschwor daher ihren Mann, sein Vermögen beizeiten zu teilen, damit sie und ihr Kind nach seinem Tode nicht etwa von der Gnade ihrer Feinde abhängen müßten. Er erklärte ihr, daß dies sie vor den Ränken und der Böswilligkeit seines Sohnes nicht genügend schützen und daß dieser nach seinem Tode das Testament vernichten würde oder zum mindesten anfechten könnte, wodurch sie erst recht von seiner Gnade abhängen müßte.

«Nimm dieses mein Aquarellporträt und bewahre es bis nach meinem Tode gut auf», fuhr er liebreich fort, «und solltest du dann wirklich des Schutzes bedürfen, so suche meinen Freund, den Richter Ting Sing, auf, übergib es ihm und bitte ihn in meinem Namen um Hilfe für dich und unser Kind.»

Kurz darauf starb der alte Mann. Kaum waren die Leichenfeierlichkeiten zu Ende, als das Schlimmste für die arme Witwe eintrat. Sie mußte ihr Heim verlassen und mit ihrem Kinde ein baufälliges Seitengebäude beziehen, während der älteste Sohn sich den ganzen Besitz seines Vaters aneignete. Es blieb der Witwe, wenn sie nicht Hungers sterben wollte, nichts übrig, als die Weisung ihres Gatten zu befolgen. Sie nahm das Aquarellporträt, begab sich damit zu Ting Sing und bat ihn, ihr zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Da die Familie und deren Geschichte im ganzen Orte bekannt waren, fühlte der Richter, daß sein Ruf als weiser Urteilsverkünder gefährdet sei, wenn er nicht Rat schaffte. Er nahm das Bild entgegen, schickte die Anklägerin heim und setzte sich in seiner Arbeitsstube nieder, um über den Fall nachzudenken. Sein Freund hatte kein Testament hinterlassen, und der Sohn war reich und böswillig; das Gericht konnte ihn wohl dazu verhalten, die Witwe und ihren Sohn zu unterstützen, aber es konnte nicht verhindern, daß die Aermsten schlecht behandelt wurden, und es war schwer, ihn zu zwingen, die beiden außer dem Hause unterzubringen. Die Schwierigkeit des Falles raubte dem Richter Schlaf und Appetit. Halbe Nächte lang saß er vor dem Bilde seines Freundes und brütete darüber, wozu derselbe es ihm geschickt haben könne. Daß es damit irgendeine Bewandtnis haben müsse, bezweifelte er keine Minute, aber zu ergründen, welche, wollte ihm durchaus nicht gelingen. Ein Zufall kam ihm zu Hilfe. Um sich ein wenig zu erfrischen, ließ er sich eines Nachts Tee servieren. Die Tasse entglitt seiner Hand, und ein Teil der warmen Flüssigkeit ergoß sich über das rätselhafte Aquarell. Das feuchtgewordene Papier wurde durchsichtig, und Buchstaben schimmerten durch die bemalte Oberfläche. Der Richter riß die obere Papierschicht ab und fand zwischen dieser und der Pappe, auf welche das Bild geklebt war, ein zusammengefaltetes Dokument: den letzten Willen des Verstorbenen, mit dem Kodizill, daß Ting Sing als Belohnung für die Hilfe, die er der armen Witwe angedeihen lassen werde, 2000 Unzen Silber, die nebst einem großen Schatz an einem genau bezeichneten Orte verborgen lagen, behalten dürfe.

Der Richter memorierte das Testament, bis es sich Wort für Wort in seinem Gedächtnis eingeprägt hatte, dann zerstörte er es und ließ dem Angeklagten sagen, daß er ihm wichtige Mitteilungen zu machen habe. Als dieser bei ihm eintrat, lud er ihn ein, auf dem Diwan Platz zu nehmen. Der Richter aber tat, als ob er einen unsichtbaren Gast aufs ehrerbietigste begrüße. Er ging ihm fast bis zur Türe entgegen und führte den unsichtbaren Jemand auf den Ehrenplatz und schien sich angelegentlich mit ihm zu unterhalten. Der angeklagte Sohn glaubte, daß der Richter plötzlich den Verstand verloren habe. Ting Sing verfiel in eine Art Verzückung und wandte sich mit den Worten an ihn: «Mein Sohn, nach meinem Tode hast du mein Weib aus dem Hause gejagt, dir mein ganzes Eigentum angeeignet und meinem Jüngsten den ihm gebührenden Anteil vorenthalten. Du hast mich im Grabe beleidigt und meinen Zorn wachgerufen! Wenn du deine Sünde bereust und mein Vermögen sofort meiner Anordnung gemäß teilst, will ich dir vergeben; aber wenn du dich weigerst, sollst du niemals erfahren, wo ich meinen wertvollsten Besitz versteckt habe.»

Der Sohn konnte sich nicht länger enthalten, dem Richter zu sagen, daß er von einem Dämon besessen sein müsse und daß er seinen Worten keinen Glauben schenken könne. Der letztere versicherte ihn, daß der Geist des Verstorbenen, der auf dem Ehrenplatz sitze, ihm die Worte eingegeben habe. Aber der Sohn schüttelte ungläubig den Kopf und war nun vollständig überzeugt, daß der Richter verrückt geworden sei.

Dieser machte nun folgenden Vorschlag: «Wir wollen die Wahrheit auf praktische Weise feststellen. Wenn der Geist mir sagt, wo der Schatz zu finden ist und wir ihn auch wirklich an dem bezeichneten Orte finden, wird dir das beweisen, daß ich durch den Geist deines Vaters geleitet werde?»

Der Sohn nickte bejahend. Daraufhin wurden die Gerichtsbeamten, die Dorfältesten, einige Vornehme aus der Nachbarschaft, endlich die Witwe und ihr Kind vorgeladen. Der Richter bewahrte den Ehrensitz für den unsichtbaren Ankläger und fuhr fort, ihn zu behandeln, als ob er wirklich anwesend wäre. Der ganze Fall wurde zu Protokoll genommen und nachstehendes Uebereinkommen zwischen den beiden Parteien getroffen, wobei der Richter die Wünsche des Geistes interpretierte. Der Schatz, dessen Versteck der Verstorbene seinem Freunde Ting Sing angegeben, sollte voll und ganz der Witwe und deren Sohn gehören, mit Ausnahme von 2000 Unzen in Silber, die dem Richter als Belohnung für die Dienste, die er der Witwe geleistet, zugedacht waren. Dieses Schriftstück wurde von allen Anwesenden unterzeichnet, die sich sodann unter der Führung des Richters, der tat, als ob er während des Gehens noch immer mit dem Geiste spräche, in das von der Witwe bewohnte baufällige Haus begaben und dort mit Schaufel und Grabscheit einen Schatz ausgruben, der den jüngsten Sohn viel reicher machte, als es sein älterer Bruder war. In einem besonderen Säckchen fanden sich die 2000 Unzen Silber, die nun nach dem Willen des Verstorbenen dem Richter eingehändigt wurden.

Die Dorfbewohner, welche nun die Witwe und deren Sohn von dem Geist des alten Mannes beschützt glaubten, behandelten sie mit ausnehmender Zuvorkommenheit, und die beiden lebten fortan glücklich und zufrieden. Der junge Erbe wurde ein fleißiger Student und später ein hoher Staatsbeamter.